Nr. 82. Dienstag, den 7. April 1914. 28. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“ und „Die arbeitende Jugend“) durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich ℳ 1,20, vierteljährlich ℳ 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus. Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰.
Kreuzbandsendungen monatlich ℳ 2,70 für das Ausland monatlich ℳ 4,—.

Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock. Hamburg 36 Expedition: Fehlandstraße 11, Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: J. Reitze in Hamburg.

Anzeigen die siebengespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 ₰. Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen 20 ₰. Anzeigen-Annahme Fehlandstr. 11, Erdgeschoß (bis 5 Uhr nachmittags) in den Filialen, sowie in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen.
Buchhandlung: Erdgeschoß, Buchdruckerei-Kontor: 1. Stock, Fehlandstr. 11.

Filialen: St. Pauli, ohne Amandastraße, bei Franz Würzberger, Annenstr. 17. Eimsbüttel, Langenfelde bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck und Billwärder bei Carl Ortel, Baustr. 26. Hammerbrook bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Süderkaistr. 18. Rotenburgsort und Veddel bei Fr. Hübener, Billh. Röhrendamm 213a, Schpt. Wilhelmsburg bei Adolf Bendt, Schulstr. 22a. Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde und Ost-Barmbeck bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. Altona bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 22. Ottensen, Bahrenfeld bei Franz Rose, Friedensallee 46.

Hierzu zwei Beilagen.

Auch eine „Rehabilitation“.

Bei den Nationalliberalen herrscht eitel Freude und Hurrastimmung. Denn einer ihrer „Helden“, der allgemein für abgetan galt, ist „rehabilitiert“ worden. Dr. Karl Peters, der „kühne und tatkräftige Pionier deutscher Kolonialpolitik“, hat auf Anregung der Staatssekretäre Jagow und Solf aus dem kaiserlichen Dispositionsfonds eine Pension zugewiesen erhalten.

Die übergroße Mehrzahl der Deutschen wird diesen Akt mit sehr „gemischten Gefühlen“ aufnehmen.

Es sind zwar 17 bis 18 Jahre verflossen, seitdem der Reichstag sich mit dem Peters-Skandal beschäftigte und Peters vom Leipziger Disziplinargerichtshof zur Dienstentlassung verurteilt wurde. Aber gerade darum ist es angebracht, die damals konstatierten Tatsachen wieder neu in das Gedächtnis der Deutschen zurückzurufen, resp. sie denen, die nichts davon wissen, zur Kenntnis zu bringen. Denn uns schwant, daß der Versuch gemacht werden soll, den Dr. Peters nicht nur „ehrenvoll“ zu rehabilitieren, sondern ihm auch auf Reichskosten dauernd eine Pension zuzubilligen oder ihm gar, was das Allerschlimmste wäre, wieder eine hervorragende Stellung zu verschaffen, sei es nun im Kolonialdienst oder in der auswärtigen Politik. Das muß unter allen Umständen verhindert werden; übrigens wird sich im Reichstage schwerlich eine dem Dr. Peters günstige Mehrheit finden.

Wir sind die Letzten, welche die Verdienste jener Männer — und auch Frauen — bestreiten, welche zur Erforschung ferner Tropenländer sich tausend Gefahren ausgesetzt und ihr Leben gering angeschlagen, auch oftmals eingebüßt haben.

Aber wir sind ebenso entschiedene Gegner jener Menschen, welche ihre Forschungsreisen und die dabei erlangte Macht benutzt haben, um bei unkultivierten Völkern als „Herrenmenschen“ aufzutreten und dort Gewalttaten zu verüben, die sie im zivilisierten Europa glücklicherweise nie verüben könnten. Eben mit diesen Gewalttaten ist aber auch die europäische Zivilisation in überseeischen Ländern und bei „wilden“ Völkern zu sehr in Verruf gekommen, als daß es jemals wieder gut gemacht werden könnte.

Als prinzipielle Gegner der Art, wie die deutsche Kolonialpolitik betrieben worden ist und noch wird, können wir die „Verdienste“ des Herrn Peters nicht so einschätzen, wie dies andere tun. Er hat die „Deutsche Gesellschaft für Kolonisation“ begründet und der „Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft“ in Afrika den Boden bereitet. Dafür mögen ihm diese Gesellschaften dankbar sein; das deutsche Volk hat dazu keine Ursache, um so weniger, als ihm durch die Kolonialgründungen ebenso enorme als zwecklose Opfer aufgebürdet worden sind. In der Tat ist Peters auch nur von den Kolonialinteressenten und ihrer nationalliberalen Gefolgschaft gefeiert worden, und wenn der Junker v. Kardorff einmal sagte, Peters sei bedeutender als alle Kapazitäten des Reichstages, so war das eine jener reaktionären Uebertreibungen, die man Bismarck abgespickt hatte.

Peters unternahm dann die Expedition zur Rettung von Emin Pascha, der von ihm gar nicht gerettet sein wollte. Später wurde er Reichskommissar in Ostafrika.

Seine Art, mit den Eingeborenen Verträge zu schließen, ist bekanntlich sehr abfällig beurteilt worden. Was er aber an wirklicher Forscherarbeit geleistet, tritt völlig zurück hinter die Affären, durch die der deutsche Name im Auslande so sehr geschädigt worden ist.

In den neunziger Jahren gab es in Deutschlands Schutzgebieten verschiedene vom „Tropenkoller“ befallene „Herrenmenschen“, die wegen ihrer Roheiten und Grausamkeiten zur Verantwortung gezogen werden mußten. Da war zunächst in Kamerun der Kanzler Leist, der die „Pfandweiber“ erfand, sie „zur geschlechtlichen Zwangsarbeit für sich und seine Freunde“ benutzte und sie später wegen Arbeitsscheu mit der Nilpferdpeitsche derart traktieren ließ, daß die Dahomesoldaten einen Aufstand machten. Leist wurde entlassen, aber nicht bestraft und verschwand in Amerika.

Der Vizekanzler Wehlan wütete gleichfalls mit der Nilpferdpeitsche. Er war angeklagt, zwei Eingeborene wegen Gefangenenbefreiung mit dem Tode bestraft zu haben, wurde aber merkwürdig milde behandelt. Der Prinz Arenberg wurde vom Kriegsgericht wegen Ermordung von Eingeborenen zum Tode und zur Ausstoßung aus der Armee verurteilt, aber zu 15 Jahren Gefängnis begnadigt.

Noch andere „Herrenmenschen“ wurden bestraft, aber am meisten Staub hat der Fall Peters aufgewirbelt, weil dieser den bekanntesten Namen trug. 1896 erhob Bebel im Reichstage eine zerschmetternde Anklage gegen Peters, und die Regierung schien damals insgeheim nicht ungern diesen „Helden“ los zu werden. Wir wollen nur das Wesentliche aus der Entscheidung des Disziplinargerichtshofes hierher setzen. Der Gerichtshof betrachtete als erwiesen, daß Peters den Negerjungen Mabruk habe hinrichten lassen, weil dieser mit Peters' Konkubinen geschlechtlichen Verkehr gehabt habe; dazu habe Peters kein Recht gehabt. Ueber die Hinrichtung hat Peters an seine vorgesetzte Behörde einen unwahren Bericht gesandt. Weiter heißt es: Die Kriegserklärung an den Sultan Malamia, zu dem die Konkubinen entflohen, erachtete der Gerichtshof für ein schweres Dienstvergehen, zumal dadurch die schlimmsten Folgen hätten entstehen können. Aber auf solch einen „kleinen Krieg“, natürlich auf Kosten des Reiches, kam es dem „genialen Staatsmann“ Peters nicht an. Ein Blut- und Eisenmann à la Bismarck im Westentaschenformat!

Der Gerichtshof war der Ansicht, daß Peters ein Recht auf die ihm geschenkten Weiber in keiner Weise zustand und daß er sie gegen ihren Willen nicht behalten durfte. Er hatte weder ein Recht, die Herausgabe der entflohenen Weiber zu verlangen, noch sie durchpeitschen zu lassen. Die Auspeitschung erklärte der Gerichtshof für eine besondere Grausamkeit. Peters ließ die eine der entflohenen Frauen, Jagodja genannt, aufhängen, was der Gerichtshof für „vollständig unberechtigt“ erklärte.

Zugleich wurde die Art, wie sich der Angeklagte im Hotel Bristol in Berlin über seine Taten äußerte, vom Gerichtshof für ein Benehmen erklärt, das der Würde eines Beamten nicht entspreche.

Peters wurde zur Dienstentlassung verurteilt, aber die Regierung ging leider strafgerichtlich nicht gegen ihn vor. Er ging nach England, wohl weil er befürchtete, es möge doch noch ein Strafverfahren gegen ihn eröffnet werden, da diese Unterlassungssünde der Regierung auf fast allseitigen Tadel stieß.

Nun verlangt die nationalliberale Presse, daß die „besänftigende Wirkung der Zeit“ anerkannt werde. Hierauf kommt es in diesem Falle gar nicht an; denn wenn Peters „rehabilitiert“ werden soll, so wird man schließlich verlangen, daß er wieder verwendet wird, und wenn dies geschieht, so ist zu befürchten, daß er neues Unheil anrichtet, welches dann wieder an den deutschen Namen sich hängt. Seine Ratschläge, heißt es, hätten als die eines erfahrenen Afrikaners Anspruch darauf, gehört zu werden. Wir danken schönstens für die „Ratschläge“ dieses Mannes. Weiter soll er im Auslande „sein Interesse für die deutsche Kolonialpolitik“ bewahrt haben! Das mag sein! Wir haben aber auch vor zwei Jahren, wenn wir uns recht erinnern, Artikel von ihm gelesen, worin er der deutschen Regierung den Rat gab, sogleich mit dem Dreibund die Tripelentente anzugreifen, weil es nachher zu spät sein könnte. So ein kleiner Weltkrieg macht diesem Peters auch weiter keine Bedenken. Und dessen „Ratschläge“ sollten unentbehrlich sein!

Uebrigens sei wegen der „besänftigenden Wirkung der Zeit“ bemerkt, daß verschiedene Teilnehmer an der Bewegung von 1848, die aktive Militärs waren, nie amnestiert worden sind; so Techow, der beim Zeughaussturm beteiligt war. Auch Rüstow, der eine „hochverräterische“ Broschüre schrieb, ist nie amnestiert worden. Dazu schwieg die nationalliberale Presse; für die „Taten“ eines Peters aber verlangt sie Vergessenheit!

Die ganze öffentliche Meinung wird sich mit elementarer Gewalt gegen diesen Mann richten, wenn er aus der Versenkung, in der er verschwunden, wieder aufzutauchen den Versuch machen sollte. Daß zwei Staatssekretäre es durchgesetzt haben, daß ihm dorthin eine Pension nachgeschickt wird, das wird wohl im Reichstage zur Sprache kommen. Und da wird sich dann zeigen, daß dieser Peters erledigt ist — für immer!

Politische Uebersicht.

Regierung und Reichstag.

Zu der in der letzten Woche viel erörterten Frage, ob der Reichstag über den Sommer hin vertagt oder ob die Session geschlossen werden würde, hat nun auch die „Nordd. Allgem. Ztg.“, das offiziöse Sprachrohr des Reichskanzlers, das Wort genommen. Was sie im allgemeinen über den Gang der Reichstagsarbeiten in der laufenden Session sagt, braucht uns nicht weiter zu interessieren, auch nicht die Konstatierung, daß die Schließung die Regel, die Vertagung dagegen die Ausnahme bilde. Wohl aber die Inschutznahme der Regierung gegen den Vorwurf, daß sie eine Politik der Nadelstiche gegen den Reichstag treibe. Darüber, wie über die Absichten des Reichskanzlers, schreibt das offiziöse Blatt:

„In die Erörterungen der Frage, ob Vertagung oder Schluß, spielt endlich auch die Frage der Freikarten hinein. In freisinnigen Blättern war schon für den Fall, daß die Entscheidung gegen die Vertagung mit ihrer Folge der fortdauernden Freifahrten der Abgeordneten auf den Eisenbahnen fallen sollte, von einer Taktik der Nadelstiche gegen den Reichstag die Rede. So wenig der Reichstag die in erster Linie die persönlichen Interessen seiner Mitglieder angehende Frage der Freifahrten mit staatlichen Interessen zu verquicken geneigt sein wird, so wenig kann die Regierung dem Gedankengange von Zeitungsartikeln folgen, die behaupten, der Reichskanzler wolle durch das mit dem Schluß des Reichstages eintretende Aufhören der Gültigkeit der Freikarten den Reichstag „bestrafen“. Die Willkürlichkeit einer solchen haltlosen Konstruktion erkennend, haben andere Blätter als zwingenden Grund für die Vertagung ein immanentes Ehrenrecht jedes Abgeordneten auf unbeschränkte freie Benutzung aller deutschen Eisenbahnen ins Feld geführt. Solange dieses Postulat nicht in der Verfassung anerkannt ist, werden die verbündeten Regierungen daran festhalten müssen, daß eine Vertagung lediglich davon abhängt, ob sie im allgemeinen Interesse des geregelten Ganges der Reichsgesetzgebung zweckmäßig und notwendig erscheint. Im vorliegenden Falle wird der Reichskanzler, wie wir glauben, die Entscheidung des Kaisers erst herbeiführen, wenn sich das Ergebnis der Reichstagsverhandlungen genauer übersehen läßt. Darüber, was in diesem Jahre nach Ostern noch erledigt werden soll, wird sich hoffentlich eine Verständigung zwischen der Regierung und den Parteien erzielen lassen. Findet dann noch der Appell an die Selbstbeschränkung in den Debatten Gehör, so wird der Reichstag nicht ungebührlich lange auf den Beginn der Sommerpause zu warten brauchen.“

Die letzten Sätze scheinen die in den ersteren gegebene Versicherung ziemlich wieder aufzuheben. Nur wenn er sich bereit finden läßt, diejenigen Vorlagen schleunigst zu erledigen, auf die die Regierung besonderen Wert legt, wird ihm auf baldige Sommerferien Aussicht eröffnet. Ob durch Vertagung oder Schluß, wird auch jetzt noch nicht gesagt. Wenn aber die Regierung schließen will, so ist alle weitere Arbeit wie die vorausgegangene an den Vorlagen, die nicht mehr zur Erledigung kommen können, total überflüssig; sie würde von vornherein vergeblich erscheinen. Darum ist eine Verschiebung der Entscheidung darüber, was denn nun geschehen soll, bis zum letzten Moment absolut unangebracht und der Reichstag hat in dem Zeitpunkt, wo feststeht, daß nicht alles aufgearbeitet werden kann, ein Recht darauf, zu wissen, was die Regierung beabsichtigt, weil man es ihm nicht verdenken kann, wenn er nicht allein für den Papierkorb arbeiten will.

Die Frage der Freifahrkarten ist tatsächlich nur eine Nebenfrage, die weder für den Reichstag noch für die Regierung als bestimmendes Moment in Erwägung kommen sollte. Falsch ist aber, daß die Freifahrkarten als „immanentes Ehrenrecht“ der Abgeordneten in Anspruch genommen worden sind. Es handelt sich dabei lediglich um eine Frage der Zweckmäßigkeit, und die Regierung sollte gerade alles tun, um die Entscheidung über Vertagung oder Schluß von allen Erwägungen freizumachen, die etwa an die Fahrberechtigung der Reichstagsmitglieder anknüpfen könnten.

Freiheit für die Unternehmer — Knebelung der Arbeiterrechte.

So denken sich die organisierten Unternehmer scharfmacherischer Couleur die „Parität“ auf dem Gebiete des Koalitionsrechts. Nicht ohne Grund haben die industriellen Scharfmacher und ihre konservativ-agrarische Hilfstruppe nach einem Sondergesetz, muß heißen Ausnahmegesetz, gerufen, durch das der „Schutz der Arbeitswilligen“ verschärft und mit dem das Koalitionsrecht der Arbeiter abgewürgt werden soll. Die Unternehmer wissen ja sehr wohl, daß sie auch dann, wenn von ihrer Seite offenkundige Terrorismusakte vorliegen, sich nicht leicht in den Maschen der Strafgesetzgebung verfangen, während Arbeitern oft genug schon ein harmloses Wort zum Verhängnis wird. Wird aber der strafrechtliche „Schutz“ allgemeinrechtlich“ verschärft, so fürchten die Unternehmer davon, daß sie selbst in diesen „Schutz“ sich verstricken könnten. Das hat ein Fabrikbesitzer Dr. Röderborg-Krefeld ganz offen ausgesprochen in einer Auslassung in der „Krefelder Zeitung“, auf die die Aprilnummer des „Hansabundes“ aufmerksam macht. Der Artikel handelt vom „Schutz der Arbeitswilligen und den Kartellen der verarbeitenden Industrie. Am Schluß schreibt der genannte Verfasser:

„Ich fasse meine Ausführungen dahin zusammen: Es läßt sich heute nicht übersehen, welche Folgen die Bewegung gegen den Organisationszwang auf dem Gebiete der Gesetzgebung haben wird. Es besteht die Gefahr, daß sich aus ihr eine Reihe schwerer Schädigungen der für unser Wirtschaftsleben nützlichen und nötigen Industriekartelle ergeben kann. Die öffentlichen Erörterungen beweisen, daß die prinzipiellen Unterschiede zwischen dem Wesen des Organisationszwanges auf dem Gebiete des Lohnarbeitsverhältnisses und der Industriekartelle nicht klargestellt sind. Es ist unaufschiebbare Pflicht der Industriekartelle, die Oeffentlichkeit über diese Unterschiede aufzuklären und dafür zu sorgen, daß keinerlei Aenderungen des gemeinen Rechtes stattfinden, welche den Bestand und die Fortentwicklung der Industriekartelle gefährden.“

Die terroristische Praxis mancher Industriekartelle ist ja im Laufe der Jahre an manchen Tatsachen erwiesen. Wird nun der Terrorismus „allgemeinrechtlich“ der Bestrafung unterstellt, so laufen die Industriekartelle Gefahr, vom Strafgesetz erfaßt zu werden. Darum verlangt der Urheber des Artikels, daß ein prinzipieller Unterschied zwischen dem, was man „Arbeiterterrorismus“ nennt und dem terroristischen Gebaren der Industriekartelle gemacht werde, weil sonst die Fortentwicklung der Industriekartelle gefährdet werde, die demnach also ohne die terroristische Praxis nicht existenzfähig sind. Ein prinzipieller Unterschied zwischen dem Terrorismus der Kartelle und dem, was man bei Arbeitern „Terrorismus“ nennt, besteht freilich. Der erstere dient nur dem gesteigerten Profitmachen, während die Ausübung des Koalitionsrechts seitens der Arbeiter diese befähigen soll, in höherem Maße als bisher an den Kulturgütern teilzunehmen. Da aber in der kapitalistischen Gesellschaft der Profit über die Kultur geht, so glauben die kartellierten und andere Unternehmer, daß ihr Terrorismus eines besonderen gesetzlichen Schutzes ebdarf, während den Arbeitern ihr Recht durch Strafgesetze eingeengt werden soll.

Bassermann als Tröster.

In der „Kölnischen Zeitung“ nimmt Bassermann das Wort zu den „Einigungsbestrebungen“ in der nationalliberalen Partei. Er versichert, niemals habe er einen so festen Willen zur Einigkeit und Geschlossenheit empfunden, wie in der letzten Sitzung des Zentralvorstandes: „Der feste Wille des Zusammenbleibens mag den Wünschen des „Berliner Tageblatt“ und mancher konservativer Gebärdenspäher unerwartet gekommen und nicht wünschenswert sein. Die Spekulation auf die sogenannte reinliche Scheidung der rechts- und linksstehenden Elemente muß endgültig begraben werden. Wir haben weder Lust, demokratisch, noch konservativ zu werden. Die Beschlüsse des Zentralvorstandes schieben die Partei weder nach rechts, noch nach links, sondern vorwärts. Wir bleiben, was wir sind.“

Den Konservativen wirft Bassermann politische Ungezogenheit vor, weil sie die nationale Gesinnung der Nationalliberalen in Zweifel ziehen. Die Einseitigkeit der Konservativen, die sich immer mehr zu einer Klassenpartei rein agrarischen Charakters umgewandelt hätten, paßten nicht mehr für das in glänzender Aufwärtsentwicklung befindliche Deutsch-

Die bange Nacht.

Roman von Adolf Köster.

[31]

So vergingen noch vierzehn Tage. Dann wurde es Zeit. Und kläglicher als Steen ist wohl kein Student je ins erste Semester gefahren.

Zunächst konnte er sich gar nicht fortfinden von Hamburg. Fast alle seine Genossen saßen schon im Perkeo oder in der Zeise oder im Marburger Schützenpfuhl — da erst machte er in Hamburg seine Abschiedsbesuche — bei Blohm und Voß, im Segelschiffhafen, auf dem Großneumarkt, in der Niedernstraße. Halb aus innerem Drange, halb aus Eitelkeit lief er auch über den Deich an seiner alten Schule vorbei, stand in der Kirchenallee vor jenem Hause, da ihm einst der Wäschekorb gestohlen war, und inspizierte in jener Seitenstraße des Steindamm genau die Kellertreppe und den Gartenschulhof, wo so viele seiner Schritte lagen. Der Barren stand da und die Laube auch, und wie er an der Veranda vorbeikam, glaubte er jene alten Schullieder zu hören — laut, aber hölzern und ohne Verständnis. Dann kamen die unzähligen Plätze und Wege, Büsche und Wiesen, Heidemulden und Knick-Ecken, die östlich vom Hammer Steindamm lagen. Wo überall er eine kleine Erinnerung liegen hatte, fröhliche und sinnige und melancholische und häßliche Erinnerungen. Erst nachdem dies alles genau durchgegangen und so das ganze kleine Leben Steens noch einmal aufgeweckt war — erst dann ging er.

An einem nebeligen Märzvormittag war es. Er lief immer wieder durch die drei Zimmer der kleinen Steenschen Wohnung. Hier nahm er ein kleines Nippstück, da eine kleine Decke. Er stand am Küchenfenster und blickte auf den Hof hinab — auf den Wäscheschuppen, in dem nun längst andere Frauen ihre Späße trieben, auf die Mistbeete von Suhr, auf das ferngezackte Bild der großen Stadt. Der Vater segnete ihn. Feierlich und ernst, wie es dem alten Steen entsprach. Er hatte ihm eine vergoldete Uhrkette gekauft und ließ es sich nicht nehmen sie selber ihm umzutun. Von der Weidenstraße her winkte er — als er ging — genau wie früher, mit seinen zusammengerollten weißen Handschuhen, wenn er in der Mitte des Monats die üblichen Teekuchen mitgebracht hatte.

Dann fuhren die Mutter und er in einer Droschke ab. Die Mutter gab ihm viele gute Ratschläge mit — und am Zuge noch ein in Papier gewickeltes Zehnmarkstück. Sie küßten sich — was sie nie getan hatten. Die Mutter bemerkte noch, daß seine Schleife heruntergerutscht sei. Dann pfiff es, und Steen fuhr südwärts — in die Wissenschaften, in das Leben.

*

Im Mai des Jahres 1902 gab es durch das ganze badische Land ein großes Fest. Alle kleinen Weinbergdörfer der Bergstraße und auch die entlegensten Höfe des Schwarzwaldes hatten gelbrote Fahnen aus den Fenstern hängen. Auch die Rheinkähne in Mannheim und Kehl, die Straßenbahnen in Freiburg und Karlsruhe, Schulen und Kirchen, die Pferde vor den großen Bierwagen und die Postillone im Murgtale hatten sich mit gelbroten Schleifen geschmückt, und alles redete vom Großherzog.

In Heidelberg war es schon voller Sommer. Die Neckarinseln traten aus dem Wasser hervor. Die Ebene lag im flimmernden Dunst. Der Rauch am Tunneleingang hinter der Peterskirche irrte dickballig tief unten am Schloßberg umher. Vom Klingenteich bis zum Königsstuhl ging man durch eine Wolke von Tannenduft.

Aber es spazierte niemand auf den Bergen, sondern alles füllte die untere Stadt, deren einzige Straße ein Meer von Fahnen war. Gegen Mittag begann die Auffahrt zur Universität. Das Volk staute sich auf dem Ludwigsplatz und in der Hauptstraße.

Es kamen herangefahren die Professoren der Universität — in seltsam altmodischen Trachten. Sie waren bald vorbei. Viel größeres Interesse erregte, was nach ihnen kam: in endloser Reihe die prächtigsten Wagen der ganzen Stadt. In diesen saßen junge Leute. Immer je zwei in derselben Montierung. Ihre Tracht überstieg diejenige der Professoren an Buntheit und Aufsehen bei weitem. Die Pferde waren bedeckt mit strahlenden Paradeschabracken — gelb, rot, weiß und grün. Auf den Köpfen schüttelten sie hohe Federbüsche. Die jungen Leute selbst saßen stolz in den Wagen, indem sie keine Miene verzogen und die Hände theatralisch auf den Knauf des Degens legten, der vor ihnen in der Scheide steckte. Die ersten waren unzweifelhaft die prächtigsten. Ihre Beine verschwanden ganz in den mächtig schwarzglänzenden Ritterstiefeln, ihre Arme in den ebenso mächtigen weißen Ritterhandschuhen. Ihre Köpfe waren entweder blank, mit einem kleinen runden Teller verziert, oder eine lange teure Feder legte sich in edler Schweifung nach hinten über ein schwarzes Samtbarett. Gegen das Ende des Zuges wurden die Insassen charakterloser und immer weniger bunt. Die Gesichter, die Gestalten, das Menschliche trat zu sehr in den Vordergrund. Ganz hinten endlich kamen ganz gemeine Zylinder gefahren. Diese wurden mit verächtlichem Schweigen oder mit Lachen begrüßt.

Schon waren alle in der Aula angelangt, da setzte sich vom Bahnhof her der Wagenzug des alten Großherzogs in Bewegung. Und in dem Augenblick, da er in die Hauptstraße einbog, fingen alle Glocken von Heidelberg zu läuten an — so mächtig, so erschütternd lebendig, daß einige ganz den alten Mann, der dort im Wagen saß, vergaßen und an sich selber dachten.

Mit Rufen und Hüteschwenken von wenigen beginnt es. Aber das Rufen steckt an. Geschrei und Gejauchze läuft dem Zuge voraus. Als der Wagen in den Ludwigsplatz einbiegt, erhebt sich ein donnerndes Getöse, das die Glocken für einen Augenblick verstummen läßt und an den Waldwänden des Neckar über der Stadt hoch emporschlägt.

Just in diesem Augenblick stürzt drüben auf dem Philosophenweg der junge Steen zu Boden.

Der Philosophenweg zieht sich jenseits des Neckars in einer Höhe von vielleicht einhundertundfünfzig Metern über dem Neckarspiegel hin. Steen ist gestürzt da, wo die steile Schlangenstiege auf den Philosophenweg mündet. Vielleicht ist er diese steile Stiege heraufgekommen, und ein Hitzschlag hat ihn getroffen? Nein, denn er bemüht sich, aufzustehen. Sein Anzug ist von oben bis unten geweißt vom Staub des Weges. Der Hut ist abgefallen. Das blonde Haar ist ganz lang gewachsen. Seine Brille und sein gänzlich bartloses Gesicht verleihen ihm für den ersten Anblick immer noch etwas Theologenhaftes. Aber die tiefliegenden flackernden Augen hinter den Gläsern zerstören schnell diesen Eindruck. Wie er sich jetzt mühsam am Gitter emporrichtet, fällt er durch einen mächtigen breiten, aber zu runden Rücken auf, der die Brust einschnürt. Im übrigen scheint lediglich ein Schwindel ihn getroffen zu haben. Blaß und langsam wendet er sich vorwärts, dem Neuenheimer Abhang zu.

Hier liegt, auf einer Nase vorspringend, die rechts in die Rheinebene und links in das Neckartal weite Blicke sendet, eine etwas ramponierte Wirtschaft — besucht nur von unbekannten Fremden, Soldaten und Mannheimer Kleinbürgern. Sie ist jetzt leer. Aber heute nachmittag wird keiner der schmutzigen Tische einen einzigen leeren Platz haben. Alte Aushilfskellnerinnen werden zahllose Bütten schlechten Kaffees vom Büfett wegschleppen. Und in der Dämmerung werden die Soldaten das Orchestrion seine furchtbaren Tonschleusen öffnen lassen, und das ganze leichtgebaute Haus bis oben in den Turm und in die zwei östlichen Fremdenzimmer hinauf wird erzittern. Aber das ist erst um sechs oder um sieben Uhr. Jetzt ist es Mittag, und der Garten schläft.

Steen biegt vom Wege in diese Wirtschaft. Er geht langsam durch den Saal. Vom Gesims des Saales sehen zerfallene Büsten auf ihn herab: Spinoza und Plato und Fichte. Denn diese Bier- und Kaffeeosteria nennt sich mit Anspielung auf den Weg, an dem sie liegt, die „Philosophenhöhe“. Er schreitet langsam die Treppe hinauf. Er kommt auf einen Gang. An dessen Ende liegt eine Tür, an die ein kleines quadratisches Papier geheftet ist — offenbar eine selbstgefertigte Visitenkarte. Er tritt in das Zimmer, öffnet die Fenster und legt sich auf ein abgenutztes rotes Plüschsofa.

*

Gegen Abend wurde es schlimmer mit ihm. Der Lärm im Saal begann, die Berge verhüllten sich in Nacht, und im Tal blinkten die Lichter auf, die Lichter von Heidelberg und die Lichter des Bahnhofs und weit am Horizont die Lichter von Mannheim. Steen lag im Bett, und alles wankte vor seinen Augen. Was war das? Er sah die Petroleumlampe — jetzt stand sie noch gerad — jetzt links — jetzt rechts — jetzt langsam, schneller, hin und her, hin und her. Er warf sich auf die andere Seite, da war es für einen Augenblick weg. Aber nun begann die Wand sich zu bewegen — hin und her. Dann schloß er die Augen. Aber nun bewegten sich Lampe und Wand und alles, was er sah. Dazu schüttelte ihn der Frost.

Die Soldaten tanzten, das Orchestrion wütete bis Mitternacht. Steen schlief nicht. Als er am nächsten Morgen nicht essen wollte, schickte die alte Dorte zum Arzt.

Der Arzt kam, redete von Ueberanstrengung, von Mangel an Bewegung, stellte beim Fortgehen unten im Saal die alte Dorte und fragte sie: „Hat der junge Mann keine Freunde hier?“

„O nein, Herr Doktor, der junge Herr ist den ganzen Tag allein. Nur im Anfang waren zwei junge Leute hier. Sonst niemand. Aber mit mir ist er freundlich. Ja, das ist er. Nur des Nachts, da sagt er laut auf zuweilen, vom Fenster aus, und da ist er böse, wenn man ihn stört.“

„So. Und er arbeitet viel, sagen Sie?“

„Immerzu, immerzu von da ab, wo er kam. Er schreibt und liest. Vormittags und nachmittags, auch Sonntags geht er manchmal nicht weg.“

„Hm — und — sagen Sie — wissen sie vielleicht — ob — je ein Frauenzimmer bei ihm gewesen ist?“

„O mei, niemals, nimmer, nee, nee, so ist er nicht.“

„Nun, ich hab' mir's gedacht,“ sagte der Doktor und sah Dorte an. „Aber wenn er mal ankommt mit einer — daß Sie ihn ja nicht stören, Dorte, hören Sie? Ja nicht stören, Dorte, hören Sie?“

Dorte sperrte das Gesicht auf, sah ihm nach und schüttelte den alten Kopf.

*

Sechs Wochen waren nun schon hin seit jenem windigen Märztage, da Steen in Heidelberg einzog. Er war nicht der einzige von seinem Gymnasium. Aber die zwei andern hatten sich schon nach wenigen Tagen eingereiht: der eine rot, der andere blau. Steen war also ganz allein.

Er war stolz. Aber es tat weh. Manchen Tag redete er mit keinem Menschen ein Wort. Und wenn dann abends Dorte die Lampe brachte, so tat der Mund weh beim Sprechen. So war es. Einmal versuchte Steen auszugehen. Aber er fing es seinem Charakter nach gleich zu stürmisch an. Er lief sechzig Kilometer an einem Tage. Und als er abends heimkehrte, überfiel ihn das Heimweh — nach der Bille, nach dem Horner Moor, nach einer Bank in einem großen Garten.

Dann hatte er sich eines Tages in einer Verbindung gemeldet. Halb aus Verzweiflung. Halb aus naivem Menscheninstinkt. Er hatte das Gefühl, hiermit seiner Mutter etwas zuliebe zu tun. Diese Verbindung nannte sich christlich.

(Fortsetzung folgt.)